Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 29 (1939)

Heft: 15

Artikel: Passion in Bern : ein Täuferroman [Fortsetzung]

Autor: Laedrach, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640970

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Passion in Bern

Ein Täuferroman

v o n

Walter Laedrach



Copyright 1938, Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach

Dann fuhr das unglückliche Schiff in den strudelnden Rhein; düster lag Waldshut vor den finsteren Tannenwäldern, die binter ihm aufstiegen, rasch ging es jest abwärts.

Schiffer und Soldaten wurden lebhafter als vorher. Das Schiff war schwer beladen, wie kam man durch die Stromschnellen von Laufenburg? War es ratsam, die Auswanderer auszubooten und sie unterhalb der wilden Wasser wieder einsuladen?

Der Schiffer lachte den Hauptmann Stettler aus, der die Bedenken äußerte.

Da war man ja schon.

"Festsigen an seinem Blat!" fuhr er die Auswanderer an. Wilde Sprizer rauschten über das Schiff, ein Schrei entstieg dem Boot, von Fluchen und Gelächter übertönt, und schon sah man die grauen Häuser Lausenburgs von unten her, wo wieder ruhigeres Wasser floß.

"Jest ist sie heim", hieß es plöglich bei den Frauen, und verfärbt, mit gläsernem Blick, sag die Barbara Grumbacher einer Mitschwester auf dem Schoß.

"Berflucht", knurrte der Hauptmann, "hätte sie das nicht schon im Spital tun können! So wollen wir sie nicht mehr mit; in Basel wollen wir nicht mit einer Toten landen!"

Vor Säckingen erschien ein flaches Ufer vor einem Wald. Der Hauptmann ließ das Schiff an einer Eiche festbinden. Die Soldaten stiegen aus und scharrten ein Grab. Dann holten sie die Gestorbene und legten sie hinein.

Niemand von den Täufern durfte aussteigen; aber während das Grab gemacht und wieder zugedeckt wurde, sangen die, die noch singen konnten:

Weil nun die Zeit vorhanden ift, Daß wir hier müssen scheiden, So wöll uns Gott zu dieser Frist Genädiglich geleiten. Wit Leib und Seel in deine Händ Tun wir uns dir besehlen; Bleib du bei uns bis an das End, So mögen wir nicht sehlen.

Bei der Schiffländte in Basel wartete Herr Ritter schon seit einer halben Stunde in Regen und Wind.

Das Täuferschiff tam nicht, und ihm murde angst.

Wie würde das Geschäft ausfallen? Für jeden Täuser, den er nach Amerika brachte, hatte er fünfundvierzig Taler zu gut; aber wenn er sie nicht hinüber brachte, wenn sie unterwegs zurücklieben, krank wurden oder starben? Beim Einsteigen in Bern hatten sie ihm nicht gefallen, jest nahm ihn wunder, wie sie die Reise überstanden bei dem schlechten Wetter. Nach seiner Rechnung sollte das Schiff längst da sein, schon sing es an zu dunkeln, und man sah noch kein Bernerschiff auf dem Strom. Doch, dort kam es! Mit Ruder und Stachel begannen die Landungsmanöver, jest war es da!

Herr Ritter griff sich an den Ropf und fratte hinter dem Ohr unter der Verücke.

Das fah nicht gut aus! Auf den Schiffsbänken saßen und lagen sie, hustend und fiebernd, teilnahmslos, lauter Schwertranke! Waren es überhaupt noch alle?

Der Hauptmann stieg aus und grüßte.

"Wie ging die Fahrt?" fragte Herr Ritter.

"Alles in Ordnung, nur ließ uns das Wetter im Stich." "Wie geht es den Leuten?", fragte er ängstlich weiter.

Der Hauptmann zuckte die Achsel. "Ihr seht es selbst, gut geht es ihnen nicht; aber nicht der Reise wegen. Wenn man ein Jahr lang hungert oder zwei, so mag man nichts mehr aushalten. Eine Frau ist hin, wir haben sie bei Säckingen begraben und sind deswegen etwas verspätet."

"Donnerwetter", fluchte Herr Kitter, "und die nächsten begraben wir hier in Basel, die Leute liegen ja herum wie Tote!

Hoffentlich ist Blat in der Sust, oder muffen wir gar ins Spital? Haben sie schon zu effen bekommen?"

Der Hauptmann lachte: "Was fie bekommen follen, haben fie längft, Wasser und Brot!"

"Zum Teufel, dann gehen fie mir zu grunde, und ich bringe fie niemals nach Almerika!"

"Das denke ich auch", gab der Hauptmann zu, "aber glaubtet Ihr im Ernst, der Schultheiß habe die Letzöpfe dorthin schicken wollen? Meinet Ihr nicht auch, er habe gehofft, daß der ganze Bettel unterwegs umfomme?

Im Gegenteil, er würde es übel nehmen, wenn Ihr fie hinüber brächtet! Ich babe nicht umsonst strickten Befehl, die Gesangenen nur mit Wasser und Brot zu füttern!"

"Aber heute müffen fie eine warme Suppe haben!"

"Meinetwegen, wenn Ihr dafür forgen und sie bezahlen wollt; ich will Euch nicht davor sein!"

Der Raufmann aus Bern griff sich an den Kopf. Ihm ging ein schlimmes Licht auf, war er der Betrogene?

Er begriff, warum niemand mit ihm gemarktet hatte, warum man ihm die fünfundvierzig Taler ohne weiteres zugeftand.

Er war nur da, um unangenehme Gefangene wegzuschaffen und begraben zu lassen!

Wenn er nur von der ganzen Geschichte nie etwas gewußt hätte. Und der Schultheiß? War er ein so schlechter Mensch?

13

Herr Ritter wandte sich voll Etel ab und spudte in den Rhein. Das Geschäft war verpfuscht, das sah er ein; aber dann sollten wenigstens die Herren von der Täuserkammer nicht noch Freude daran haben!

Rasch überlegte er: Täglich ein warmes Essen, nachts ein warmer Raum, das würde nicht allzu teuer kommen und doch den Unglücklichen das Leben fristen.

Bei der Suft war das zu erhalten. Noch waren nicht so viele Schiffe den Khein heraufgekommen, und die Lagerräume standen fast leer.

Mit Geld und guten Worten brachte er es rasch dazu, daß Stroh in einen seeren Speicher geführt wurde.

Dorthin ließ er die Gefangenen bringen, und eine dampfende Hafersuppe gab es diesmal für die Täuser und für die Auswanderer; nur war es für die Täuser schon zu spät. Die Kranken versuchten freilich davon und rochen den guten, einst so wohl bekannten Duft; aber einige waren nicht mehr im stande, die Suppe zu essen.

Herr Ritter erschraf von neuem. Daß es schlimm war, wußte er; aber so schlimm hätte er es sich nicht gedacht.

Dann blieb nur noch eine Möglichkeit: Sobald wie möglich fort! Bielleicht, daß er doch noch einige lebendig hinüber brachte und nicht das ganze Geld verlor!

Er fah, daß die Aleider der Armen zerrissen, naß und zu leicht waren; es gelang ihm, einige alte Röcke und Säcke aufzutreiben, die als Schuß gegen die Kälte und den Regen dienen konnten. Er ließ auch die Feßen der Unglücklichen trocknen, damit sie weniger froren; aber der Speicher, in dem die Täuser nächtigten, war erfüllt von Huften, Seufzen, Stöhnen und Röckeln, und er war froh, die Stätte dieses Elends zu verlassen und einen Gasthof aufzusuchen.

Er brängte anderntags zur Abreise. Wieder mußten einige Kranke ins Schiff getragen werden.

Glücklicherweise waren noch fast keine Leute an der Ländte; aber wer vorbeikam, blieb stehen, und ein mitleidiger Bürger rief zum Schiff hinab: "Ins Spital mit den Leuten und nicht aufs Wasser, haben denn die Berner gar kein Herz?"

Niemand antwortete dem unbequemen Frager.

"Rasch, rasch", drängte Herr Ritter, "wir wollen fort!"

Wieder schwamm das Schiff den Rhein hinab, langsamer freilich als auf den wilden Wellen oberhalb Basels.

Still und stumm saßen die Weggeführten. Mit müden Bliden schauten sie auf die verschwindenden Türme von Basel, die letzten Türme der Schweiz.

Jest ging's in die Fremde, die Heimat blieb zurück; die Heimat, die ihnen alles genommen und nichts gelassen hatte als das arme Fünklein Leben, das trop allen Leiden immer noch in der zerrissenen Brust glühte. Beter Hertig rollten die Tränen in den Bart. Zum zweitenmal verließ er das Land; hoffnungsvoll und voller Mut erstmals als Soldat, gebeugt und ergeben jest als Berbannter, und daheim wartete Brenesi umfonst! Aber eine neue Gewißheit lebte dafür jest in ihm. Er wußte, daß seine Trübsal, so groß sie auch sein mochte, nur zeitlich und bald zu Ende war, und daß eine Herrlichseit aus ihn wartete, die kein Mensch beschreiben konnte.

Er schloß die Augen und sah die Emmentalerberge und sah die Türme Berns; er sah die Bersolgungen, die er und seine Brüder durchgemacht; aber alles verschwamm und verwandelte sich in die hellen Hügel der ewigen Stadt. Alles was an sein entrücktes Ohr drang: das Plätschern der Wellen und das Stöhnen der Kranken, das Kauschen des Windes in den Weiden am Ufer, verwandelte sich in Stimmen aus einer befferen Welt, wo der Lohn für die Treue auf ihn wartete.

Und wie Beter erging es den andern, erdentrückt reisten fie fort von ihrer graufamen Heimat.

Sie schwammen bei Breisach vorüber, sie saben die Türme von Straßburg, die Storchennester von Rastatt, sie kamen nach vier Tagen in Mannheim an. Die Täufergemeinde von Mannheim wußte von ihrem Rommen, und wer konnte, fand sich an der Ländte ein. Schon manches rheinabwärts fahrende Schiff hatte hier angehalten, und schon oft waren Täuferbrüder aufgenommen und verpflegt worden. Die große Mannheimergemeinde hatte schon oft Liebesgaben gesammelt und unter arme Vertriebene verteilt.

Als aber diesmal das Schiff ankam, lautlos im stillen Wasser, da stockte den Wannheimern das Herz, und als sie saben, wie es in dem großen Schiff aus Bern aussah, da schluchzten sie saut auf, und ein stilles Weinen antwortete ihnen.

Mitten im Schiff lagen vier Tote, die Gesichter mit schwarzen Tüchern bedeckt; um sie herum lagen die andern, viele im Fieber, viele bewußtlos. Die wenigen, die noch aufrecht stehen konnten, bemühten sich, die Fieberkranken an ihren Plägen zu behalten; auch die Auswanderer und die Soldaten halfen ihnen dabei.

"Hier müssen wir die Kranken aussaden", fagte Herr Ritter, "ich fahre nicht mit einem Totenschiff den Rhein hinab."

"Einwerstanden", gab der Hauptmann zu, "ich sehe, daß es nicht mehr geht."

"Ich schäme mich zu sagen, daß wir von Bern kommen!" "Ist nicht nötig", höhnte der Hauptmann, "der Bericht ging uns längst voraus!"

Mit vorwurfsvollen Blicken, mit Berachtung und Hohn schauten die Mannheimerschiffer auf die Begleiter des traurigen Transports. Seit Basel hatten sie niemanden mehr aussteigen lassen; aber hier ging es nicht mehr!

Herr Kitter besprach sich mit dem Vorsteher der Täufergemeinde von Mannheim.

"Nehmt die Kranken, ich kann nicht weiter, ich bin irregeführt worden von der Täuferkammer in Bern; ich mußte nicht, wie krank die Leute waren, die ich mitnehmen follte!"

Wortlos, aber mit liebenden Blicken griffen die Mannheimer Brüder den Bertriebenen unter Urme und Füße und trugen die Todfranken, im ganzen neunundzwanzig, aus dem Unglücksschiff in ihre kleinen Kammern da und dort in der Stadt, im Schatten der hohen Häuser der Reichen.

Dann trugen sie auf Bahren die seichte Lakt der vier Toten, die ausgesitten, nach ihrem Bersammlungshause, und mit klirrenden Ketten hinkten endlich die setzen aus dem Schiff, zweizundzwanzig bärtige Männer aus dem Emmental, einst aufrecht und stark, jeht entkräftet von Krankheit und Gram; aber noch leuchteten ihre Augen in der Hoffmung, ihren Berstorbenen bald nachzukommen! Bon den sechsundfünfzig, die in Bern eingestiegen, waren sie allein übrig geblieben.

Das Schiff war eines Nachts auf Floßholz aufgefahren und ledte, daß man fast nicht mehr genug Wasser schöpfen konnte; es mußte geslickt werden. Die Wartezeit benügte Herr Ritter, um Lebensmittel für die Auswanderer einzukaufen, denn die Vorräte hatten seit Bern start abgenommen.

Der Hauptmann aber fand, die Hälfte seiner Mannschaft tönnte er jeht ruhig heimschicken, da er nur noch zweiundzwanzig Gefangene zu bewachen habe, von denen keiner sähig sei, einen Kluchtversuch zu unternehmen.

In einem Speicher am Hafen aber lagen die Zweiundswanzig und warteten.

Beter Hertig faß am Gitter und schaute hinaus auf den trüben Rhein und auf die Wache, den blonden Schlich, der gelangweilt vor dem Speicher auf und ab schritt.

"Du", rief er dem Soldaten hinaus, "verschaff mir doch Tinte und Feder und Bapier!"

Schlick langweilte fick fo, daß ihm sogar dieser Austrag eine angenehme Abweckslung war. Er ging zu der Abschrankung des Hoses, wo immer einige Mannheimer herumstanden und bat einen um das Gewünschte.

Es ging keine halbe Stunde, so war ein großer Bogen da, und Schlich reichte ihn zum Gitter hinein und Peter Hertig schrieb sein zweites Lied: Ein Herzensweh mich überkam Im Scheiden über d'Maßen, Uls ich von Euch mein Abschied nahm Und diesmal mußt verlassen. Wein Herz war bang Beharrlich lang; Es bleibt noch unvergessen. Doch scheid ich gleich, Bleibt's Herz bei Euch, Wie sollt ich Euch vergessen?

Schon vor vielen Wochen hatte der holländische Gesandte Johann Ludwig Runkel an einen Freund in Amsterdam einen langen Brief über die verfolgten Täufer geschrieben.

Dort dein ftand unter anderem:

"Ich habe mit Mitleid gehört, daß die Täufer so hart versfolgt werden, wie es seit Jahren nicht mehr der Fall war, und das, seit einer mit Namen Willading Schultheiß oder Bürsgermeister ist, der ein gottloser Mann und aller Frommen Feind ist.

Indessen sind auch noch einige gute Männer im Rat, die diese Berfolgung nicht haben billigen wollen, dagegen haben die geistlosen Geistlichen den Schultheiß kräftig unterstützt; auch hat einer von den gottlosen Brädikanten sich nicht geschämt, zu ihm zu sagen, man sollte einigen den Kopf abschlagen, so würden die andern wohl andern Sinnes werden."

Dann stund des weiteren in dem Schreiben, wie die Gefangenen den Rhein hinab und nach Amerika verschickt werden sollten.

Mit diesem Brief ging der Empfänger, ein einflußreicher Komittierter der holländischen Mennoniten, sogleich zum Kanzler Fagel der Generalstaaten, und dieser legte ihn dem Ratspensionar, dem höchsten Würdenträger des Landes, vor.

"Dann schreiben wir eben wieder einmal nach Bern hinauf", sagte der langsam, "es grauft einem sonst vor dem Wasser, das sie zu uns herunter schicken!

Es ist gar nicht zu begreisen, daß die Schweizer diese Täusser, unsere zuverlässigsten Leute, nicht in Rube sassen können. Sind nicht fürzlich wieder Gebrandmarkte in Amsterdam ansekommen?" "Doch", sagte der Kanzler, "zwei verjagte Lehrer mit eingebranntem Bären auf dem Rücken! Die Bemeinde der Tausgesinnten hat sie versorgt, sie kamen krank und ohne Geld bier an, sehr mitgenommen von der Flucht."

"Es muß den Schweizern zu lange gut gegangen sein, daß sie solche Graufamkeiten begehen können, und in ihren engen Städten und verschlossenen Tälern haben sie den Blick nie in die Weite schweisen lassen, sonst könnten sie das nicht tun!

Wie reimt es sich aber, daß die Herren von Bern dem König von Frankreich Borwürfe machen, weil er die Hugenotten auf die Galeeren schickt, und dann ihre Untertanen ebenso schlimm behandeln, weil sie ein wenig im Glauben abweichen?

Wie heißt es doch, Kanzler, das Wort . . .?"

"Der Herr Pensionar meint die Rede vom Splitter im Auge des Bruders."

"Ganz richtig, die Herren von Bern sehen ihn; aber ben Balken im eigenen Auge sehen sie nicht!

Ich wollte noch gar nichts gesagt haben, wenn die Täufer nicht die treuesten Untertanen und Staatsbürger wären, die still und einsach leben; wenn sie auch keinen Eid leisten wollen, so hat doch ihre Versicherung op mannenwaarheid den gleichen Bert!

Ranzler, seht für morgen ein Interzessionsschreiben zugunsten der Bersolgten auf, daß wir es in der Ratsversammlung durchsehen können; tut es nur kräftig und erinnert die Berner ruhig an das Wort: Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu!"

Der Kanzler Fagel war noch mit der Abfassung dieses Schreibens beschäftigt, als sich Herr von St. Saphorin, der bernische Gesandte im Haag, melden sieß und um eine Unterredung mit dem Ratspensionar nachsuchte.

Herr Fagel warf die Feder in die marmorne Schale auf seinem Schreibtisch und stand auf, daß der große Stuhl knarrend zur Seite fuhr.

"Bringet den Gesandten herein", bat er den Ratodiener.

Nun standen sie sich gegenüber, der Kanzler, der im Schreibstuhl schwer geworden, aber dienstfertig geblieben war, und der elegante Waadtländer, der an allen europäischen Hösen sich gleich gewandt zu bewegen verstand.

Herr Fagel wies seinem Besuch einen reich geschnitzten Stuhl vor einer Fensternische voller Blattpflanzen und setzte sich ihm gegenüber.

"Ich habe die Ehre", begann der Gefandte leichthin, "im Namen von Schultheiß und Rat der Stadt und Republik Bern bei den hohen Generalstaaten um die Bewilligung nachzusuchen, mit einem Schiffe von Auswanderern das niederländische Hoheitsgebiet passieren zu dürfen."

Der Kanzler fuhr sichtlich zusammen. "Doch nicht mit den gesangenen Wiedertäusern, die Ihre Erzellenzen von Bern nach Umerika zu deportieren gedenken?"

"Auch um diese handelt es sich."

"Unsere Regierung wird bedauern müssen, auf Ihre Anfrage nicht eintreten zu können", sagte der Kanzler langsam und nachdrücklich. "Sie steht auf dem Boden vollkommener Toleranz allen Resigionen gegenüber und wird nicht dulden können, daß auf ihrem Gebiet ein Zwang, welcher Art er auch sein möge, gegen Andersdenkende ausgeübt werde."

Der herr von St. Saphorin war nicht im mindesten überrascht. "Um Toleranz handelt es sich keineswegs", sagte er verbindlich. "Unsere Regierung von Bern anerkennt durchaus den
Standpunkt der Andersgläubigen. Bas den Schultheißen bewogen hat, gegen die Leute vorzugehen, das ist ihr Grundsaber Baffenlosigkeit. In einem Lande, wie dem der Eidgenossenschaft, das keine Söldnerheere kennt, sondern die allgemeine
Behrpslicht, ist es nicht möglich, einen Leil der Bürger gewähren zu lassen, sich der Berteidigung des Staates zu entziehen.

Ihr Berhalten fönnte verheerend wirfen, und niemand bürgt dafür, daß sie nicht ein schlechtes Beispiel für andere werden, die vielleicht mit einer noch schlimmeren Religion den Borwand erbringen, sich von ihren militärischen Bslichten zu dispensieren! Darin werdet Ihr mir gewiß beistimmen, und nun möchte ich Euch bitten, ein Memorandum des Hohen Standes von Bern in dieser Angelegenheit für Eure Regierung in Empfang zu nehmen und mir eine Audienz beim Herrn Ratspenssionar zu erwirken!"

Die Audienz fand noch am gleichen Tage statt.

Der Herr Katspenfionar hörte aufmerksam dem Bortrage des Gesandten zu, der, wie am Morgen, lebhaft zu beweisen suchte, wie gefährlich die waffenlosen Täufer dem bernischen Staate seien.

Ungläubig lächelnd hörte der Pensionar zu; dann erklärte er kopsschüttelnd, daß er die Bernerregierung nicht begreisen könne. In Holland gebe es keine besseren Untertanen als diese; wenn sie auch nicht mit der Wasse dienten, so wirkten sie doch mit am Festungsbau und zahlten reichliche Steuern zur Verteidigung des Landes. Niemandem dürste man sich besser anwertrauen als ihnen, und als Kausseute und Landwirte leisteten sie dem Lande ausgezeichnete Dienste.

"Dies ist die in Holland herrschende Meinung", und deswegen, fwhr der Herr Bensionar mit erhobener Stimme fort, "muß ich bedauern, daß das Geschäft nicht nach dem Wunsche Eurer Erzellenzen von Bern ausfallen wird!

Wer immer einen Fuß in unser Land fest, ift frei.

Wenn ein König käme mit einer Kette von Galeerenftlaven, wie sie in unsere Gewässer fahren, sind sie befreit!

Niemals wird man einen einzigen Wiedertäufer, der in unferem Lande erscheint, zwingen, Ihrem Herrn Ritter nach Umerika zu folgen!" Hortsetzung folgt,